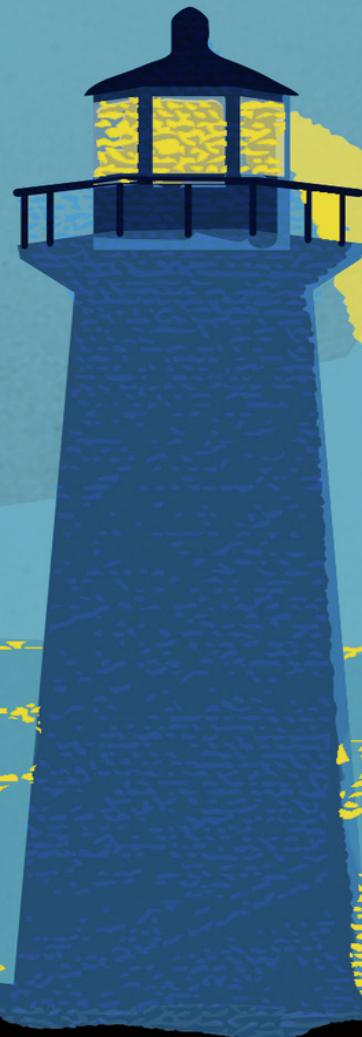


DANI ATKINS

Das Leuchten unserer Träume



ROMAN

KNAUR*

Dani Atkins

**Das Leuchten
unserer
Träume**

Roman

Aus dem Englischen von
Sonja Rebernik-Heidegger

Über dieses Buch

Sophie ist 15 Jahre alt, als ihr geliebter großer Bruder bei einem Motorradunfall ums Leben kommt. Alles hat sich seither geändert: Aus dem fröhlichen Mädchen ist eine einsame junge Frau geworden, die ihr Herz fest verschlossen hält. Als eines nachts in ihrer Wohnung ein Feuer ausbricht, wird Sophie in letzter Sekunde von einem Passanten gerettet. Danach weicht Ben ihr praktisch nicht mehr von der Seite. Sophie ist dankbar, gerührt – und macht mit Bens Hilfe erste, langsame Schritte zurück ins Leben. Sie kann nicht ahnen, dass ihr Retter mehr als eine erschütternde Wahrheit vor ihr verbirgt.

Inhaltsübersicht

Widmung

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Danach

Danksagung

Für Kimberley.

Die einmal einen Phönix in einer Weinbar traf

Prolog



Es war das handgeschriebene Schild an der Tür, das meine Aufmerksamkeit erregte. Hätte die Aufschrift »Secondhand« oder »Gebraucht« gelautet, wäre ich einfach weitergegangen. Selbst die nostalgische Bezeichnung »Vintage« hätte mich nicht davon abgehalten, meinen Weg fortzusetzen. Doch die Worte »Damals heiß geliebte Designerkleider« zogen mich in ihren Bann. Ich hatte eigentlich gar nicht vorgehabt, mir etwas zu kaufen, aber das »damals heiß geliebt« ließ mich an ausgesetzte Katzen und Hunde denken, die sich nach einem neuen, liebevollen Besitzer sehnten.

Ich ließ mich schnell von dem Schild im Schaufenster des Secondhandladens überzeugen, was ziemlich leichtsinnig war, wenn man bedachte, wie wenig Geld ich auf dem Konto hatte. Aber mittlerweile war es ohnehin zu spät, um sich darüber Gedanken zu machen, denn die Frau hinter dem Ladentisch hatte sich bereits zu mir umgedreht.

»Kann ich Ihnen behilflich sein?«

Ich lächelte und deutete auf das Schild, das mit Klebeband am Schaufenster befestigt war. »Damals heiß geliebte Designerkleider?«

Die Frau deutete auf einen runden Kleiderständer in der Ecke. »Suchen Sie etwas Bestimmtes? Es sind gerade einige sehr schöne Abendkleider hereingekommen.«

Ich schüttelte den Kopf und spürte das ungewohnte Kitzeln meiner Haare im Nacken. Es fühlte sich immer noch seltsam an, dass sie so weit oben und nicht irgendwo in der Mitte meines Rückens endeten. »Eigentlich suche ich nach einem einfachen schwarzen Kleid.«

»Es geht doch nichts über ein kleines Schwarzes«, erwiderte die Frau und lächelte mich verschwörerisch an. Ich lächelte schwach zurück und machte mich auf den Weg zu dem Kleiderständer.

Trotz des Schildes über der Tür kam ich mir vor wie in einer exklusiven Boutique. Ich befand mich hier in einem ziemlich wohlhabenden Teil der Stadt. Hier standen hauptsächlich Einfamilienhäuser, die Mütter waren chic zurechtgemacht, und fast alle holten ihre Kinder mit einem SUV von der Schule ab.

Ein großer Teil der Kleider auf dem Ständer war schwarz. Es gab Kleider mit langen Ärmeln, mit kurzen Ärmeln, aus dickerem Stoff für den Winter und aus einem herrlich leichten Gewebe, bei dem es sich sicher um reine Seide handelte. Ich fand vier Kleider in meiner Größe und

zog sie heraus. Die Frau hinter dem Ladentisch beobachtete mich.

»Da haben Sie ein paar wirklich hübsche Designerstücke gefunden«, sagte sie. »Möchten Sie sie anprobieren?«

»Ja, bitte«, erwiderte ich und machte mich auf den Weg zu der kleinen Umkleidekabine, die sich hinter einem geschmacklosen bunten Vorhang verbarg. Sie war etwa so groß wie eine Toilettenkabine in der Economyclass im Flugzeug, und dadurch war es ziemlich kompliziert, die Jeans und den Pullover auszuziehen. Doch dann konnte ich endlich das erste Kleid vom Haken nehmen und hineinschlüpfen. Der Reißverschluss ließ sich mühelos schließen, obwohl ich mir sicher gewesen war, dass das Kleid zu eng sein würde. Ich strich den Stoff über meinen Hüften glatt und fragte mich, wie lange ich wohl noch überrascht reagieren würde, wenn etwas in dieser Größe mir wie angegossen passte.

Ich zog den bunten Vorhang beiseite, um mich in dem großen Spiegel zu betrachten, der gleich gegenüber der Umkleidekabine angebracht war. Die Verkäuferin war gerade mit einer anderen Kundin beschäftigt, sodass ich mich ungestört nach links und rechts drehen und das Kleid zurechtrücken konnte. An dieser Stelle lächelte ich meinem Spiegelbild normalerweise zu. *Hallo, das ist mein neues Kleid. Was hältst du davon?* Aber heute schien das irgendwie unpassend.

Ich probierte auch noch die anderen Kleider und hätte nicht gedacht, dass sie mir alle so gut passen und auch noch gleich gut aussehen würden. Ich warf einen Blick auf die Preisschilder. Selbst alle vier Kleider zusammen waren immer noch billiger, als es ein neues Kleid in einem anderen Laden gewesen wäre. Ich redete mir ein, dass ich bei diesem Einkauf sogar noch Geld sparen würde, und fühlte mich gleich viel besser. Ich schlüpfte wieder in meine eigenen Klamotten und machte mich auf den Weg zur Kasse.

»Hat denn eines davon gepasst?«, fragte die Verkäuferin höflich.

»Ja, alle vier«, erwiderte ich. »Es fällt mir echt schwer, mich zu entscheiden. Ich hatte keine Ahnung, dass die Auswahl so groß sein würde.«

Die Frau hob den Blick und ließ ihn durch den Laden wandern, um sicherzugehen, dass wir allein waren. Das waren wir, ich hatte gar nicht mitbekommen, dass die andere Kundin gegangen war. »Ehrlich gesagt, haben wir immer mehr als genug schwarze Kleider.« Sie senkte die Stimme zu einem Flüstern und beugte sich etwas näher zu mir. »Viele Stücke wurden nur ein einziges Mal getragen. Wissen Sie, die Leute kaufen sich oft ein neues Kleid für eine Beerdigung, aber danach wollen sie es nicht mehr anziehen.« Sie richtete sich ruckartig auf, als sei ihr mit einem Mal bewusst geworden, dass ihre Worte nicht gerade verkaufsfördernd waren. »Aber ich bin mir sicher,

dass Sie nicht abergläubisch sind«, erklärte sie, obwohl wir uns erst seit fünfzehn Minuten kannten. »Es ist ja nicht so, als wären die Kleider weniger wert, bloß weil sie zu einer Beerdigung getragen wurden, und es kommt mir ziemlich verschwenderisch vor, sie gleich danach zu entsorgen.«

Ich griff in meine Tasche, um das Portemonnaie herauszuholen, und war froh, dass ich vorhin am Geldausgabeautomaten gewesen war und somit genug dabei hatte. Auch wenn das Geld eigentlich für meinen wöchentlichen Lebensmitteleinkauf gedacht gewesen war. »Ehrlich gesagt, habe ich kein Problem mit der Vorgeschichte der Kleider, denn genau aus diesem Grund suche ich ja nach einem schwarzen Kleid.«

»Oh, Sie müssen auch zu einer Beerdigung?«, fragte die Frau betroffen. »Das tut mir sehr leid.«

Ich zog eilig zwei Geldscheine heraus. Ich wollte unbedingt verschwinden, bevor sie nachhakte.

»Welches der Kleider möchten Sie denn nun?«, fragte sie und griff nach einer gebrauchten Einkaufstasche eines teuren Markenherstellers. Hier wurden scheinbar sogar die Einkaufstaschen wiederverwendet.

»Alle bitte«, antwortete ich und legte das Geld auf den gläsernen Ladentisch.

»Alle vier?«

»Ja, bitte.«

Die Augen hinter ihrer flügelförmigen Brille blitzten fragend auf. Ich wusste genau, was sie sich nur aus reiner

Höflichkeit nicht zu fragen traute: *Aber Sie müssen doch sicher nicht zu vier Beerdigungen? Doch nicht vier hintereinander! Oder etwa doch?*

Ich fragte mich, wie sie wohl reagieren würde, wenn ich als Antwort bloß zustimmend nicken würde. Wäre sie fassungslos, weil mir ein derart kolossales Unglück zugestoßen war, oder würde sie denken, dass ich nicht gut genug auf die Menschen in meiner Nähe aufgepasst hatte? Ich konnte ihr ihre Überraschung jedenfalls nicht verübeln. Vier Beerdigungen waren wirklich ein wenig übertrieben.

In einer Welt, in der es noch Wunder gab, hätte ich diese Kleider nie benötigt. Dort hätte nicht ständig die Trauer im Schatten auf mich gelauert und nur darauf gewartet, alles in tiefes Grau zu tauchen. Und zwar immer und immer wieder. Vielleicht war ich einfach unnötig pessimistisch. Vielleicht würde den Menschen, die ich liebte, gar nichts zustoßen. Vielleicht reichte meine Liebe dieses Mal aus, um sie zu retten.

Vielleicht wurde es aber auch langsam Zeit, endlich erwachsen zu werden.

Kapitel 1



Letzte Nacht träumte ich wieder von dem Feuer. Doch dieses Mal schrie ich nicht. Dieses Mal polterte niemand die Treppe herunter, um nachzusehen, was los war. Dieses Mal riss ich nur mich selbst aus dem Schlaf.

Ich fuhr keuchend hoch und bemerkte, dass ich mich wie ein Burrito in meine schweißnasse Decke gewickelt hatte. Ich griff nach der Uhr auf dem Nachttisch und war nur wenig überrascht, als mein Blick auf die Digitalanzeige fiel. Es war zehn Minuten nach zwei. Wieder einmal. Seit Jahren weckte mich mein Unterbewusstsein um diese Uhrzeit und erinnerte mich an etwas, woran ich gar nicht erinnert werden musste. Ich hatte gedacht, die Erinnerungen würden mittlerweile der Vergangenheit angehören, doch nach dem großen Feuer kehrten sie heftiger als zuvor zurück, und seit dem wusste ich, dass sie mich für immer begleiten würden, genauso wie die kleine Narbe, die die Flammen hinterlassen hatten. Ich drehte meinen Arm herum und betrachtete im Mondlicht den fünf Zentimeter

langen Streifen über meinem Handgelenk. Die Haut würde dort für den Rest meines Lebens rot und leicht verdickt sein. Ich war allerdings nicht die Einzige, die noch immer die Narben jener Nacht trug. Auch er hatte eine Narbe, die mit meiner identisch war. Und dieses Wissen belastete mich sehr viel mehr als meine eigene Verletzung.

Mittlerweile zünde ich keine Kerzen mehr an. Wenn ich es gemütlich haben möchte, dimme ich das Licht. Außerdem werden Halloweenkürbisse für immer ein ungutes Gefühl in mir auslösen – und das hat nichts mit ihrem unheimlichen Grinsen oder den spitzen Zähnen zu tun. Es liegt vielmehr daran, dass mit ihnen alles angefangen hat. Zumindest kamen die Brandermittler am Ende zu diesem Schluss.

Vier Monate früher *Oktober*

Ich war überrascht, dass man mich zu der Party eingeladen hatte. Trotzdem blieb ich nur siebenundzwanzig Minuten, bevor ich mich durch den von Partygästen überfüllten Flur zur Eingangstür drängte. Ich sah zwei Vampire, einen Zombie und einen Mann, der sich als Marilyn Monroe verkleidet hatte (wobei mir der Grund dafür vollkommen schleierhaft war), und sie alle versuchten, mich am Gehen zu hindern. Doch ehrlich gesagt, hatte ich schon nach zwei

Minuten genug gehabt. Die restlichen fünfundzwanzig Minuten war ich nur geblieben, um nicht unhöflich zu sein.

Ich kannte die Kerle in der Wohnung unter mir nicht wirklich gut. Oder besser gesagt, gar nicht. Ich meine, wir sprachen freundliche, belanglose Worte miteinander, wenn wir uns im Aufzug begegneten, und nickten höflich lächelnd, wenn wir uns an den Postfächern im Flur trafen, aber ich wusste nichts über sie. Außer, dass sie irgendwo arbeiteten, wo sie jeden Tag einen Anzug tragen mussten, dass sie Musik mit dumpfen, dröhnenden Bässen mochten, die meinen Fußboden und die Wände zum Beben brachten, und dass sie den Altglascontainer im Keller mit einer solchen Regelmäßigkeit füllten, dass ich mir Sorgen um ihre Leber machte.

Ich nahm an, dass sie mich vor allem eingeladen hatten, damit ich mich nicht über den Partylärm beschwerte. Die Truppe erinnerte mich an Studenten, die noch nicht mitbekommen haben, dass sie bereits Mitte zwanzig sind und die wilden Jahre langsam dem Ende zugehen.

Meine eigenen Partyjahre waren schon seit zehn Jahren vorüber. Mittlerweile war ich einunddreißig, und das Beste, was von meiner Zeit an der Universität übrig geblieben war, war meine Freundschaft mit Julia (und natürlich ein Abschluss in modernen Fremdsprachen, der es mir ermöglichte, meinen Lebensunterhalt als Übersetzerin zu verdienen). Ich glaube nicht, dass seit unserem Kennenlernen ein Tag vergangen ist, an dem ich der Uni-

Verwaltung nicht im Stillen gedankt habe, dass sie uns im ersten Jahr zufällig zwei nebeneinanderliegende Zimmer gab. Ich erinnere mich kaum noch an die Rede des Rektors am ersten Tag in der Uni, aber ich weiß noch, dass er dem überfüllten Auditorium erklärte, dass wir alle in diesem Augenblick mit den Freunden zusammensaßen, die uns ein Leben lang erhalten bleiben würden. Er hat sich ein wenig verschätzt, denn ich lernte nur eine Freundin kennen, von der ich allerdings wusste, dass sie mir in allem beistehen würde, was vor mir lag. Und manchmal ist *ein* außergewöhnlicher Freund tatsächlich alles, was man im Leben braucht, auch wenn dieser Freund später einen vollkommen anderen Weg einschlägt als man selbst.

Julia war einer der Gründe, warum ich nach dem Abschluss nicht in meine Heimatstadt zurückkehrte. Obwohl, ehrlich gesagt, nicht viel Überredungskunst notwendig war, vor Ort zu bleiben und mir eine Wohnung mit ihr zu teilen. Bereits an dem Tag, als ich damals die Poster von den Wänden meines Zimmers genommen und schließlich den Kleiderschrank geleert hatte, war mir irgendwie klar gewesen, dass das Haus, in dem ich aufgewachsen war, vermutlich nie wieder mein Zuhause werden würde.

Jedenfalls war Julia der *einige* Grund, warum ich die Einladung zu der Party in jener Nacht, in der das Feuer ausbrach, annahm. »Wie willst du denn den Samstagabend sonst verbringen?«

»Ähm, ich sehe mir *Strictly Come Dancing* an?«, fragte ich hoffnungsvoll, denn das klang doch wirklich sehr viel angenehmer, als Small Talk mit Leuten zu machen, die ich nicht mal kannte.

»Sophie Winter, du wirst nie jemanden kennenlernen, wenn du ständig in deiner Wohnung hockst und fernsiehst. Du wirst nächstes Jahr zweiunddreißig. Hörst du denn gar nicht das ohrenbetäubende Ticken deiner biologischen Uhr?«

Ich drückte Julia liebevoll und beschloss, sie nicht darauf aufmerksam zu machen, dass es noch elf Monate dauerte, bis ich wieder Geburtstag hatte. »Ehrlich gesagt nein, und es reicht doch, wenn *deine* Hormone verrücktspielen«, erwiderte ich und sah lächelnd auf Noah hinunter. Julias zweites Kind – und nebenbei bemerkt mein zwei Monate alter Patensohn – schlief tief und fest in seinem Stubenwagen.

»Hm ...«, stimmte sie mir zu und schenkte mir ein zufriedenes Lächeln, das viele verschiedene Emotionen in mir hervorrief. »Ich bin einfach so glücklich und zufrieden, dass ich unbedingt will, dass du auch all das bekommst, was ich habe.«

»Du willst Gary mit mir teilen?«, neckte ich sie. »Wow, du bist ja wirklich eine sehr gute Freundin.«

»Nein. Aber ich will nicht, dass du die Hoffnung auf gibst, eines Tages deinen eigenen Gary zu finden. Es gibt ihn bestimmt irgendwo. Vielleicht ist er sogar auf der Party.«

»Das bezweifle ich«, erwiderte ich. »Und fürs Protokoll: Man kann auch als Single uneingeschränkt glücklich sein. Das Leben ist kein Memory-Spiel, bei dem es darum geht, Paare zu bilden, um zu gewinnen.«

Julia lächelte und steckte sich eine Strähne ihrer kastanienbraunen Haare hinters Ohr, bevor sie sich nach unten beugte, um ihr plötzlich unruhig gewordenes Baby hochzunehmen. »Aber es geht auch nicht darum, dass man als Schwarzer Peter übrig bleibt«, erklärte sie, und dagegen konnte ich nichts einwenden. »Abgesehen davon, bist du es doch nicht, oder?«

»Was?«, fragte ich leise.

»Uneingeschränkt glücklich.«

Ich drehte mich auf meinem Stuhl herum und sah durch das Fenster hinaus auf ihren makellosen Garten, bis das Brennen in meinen Augen nachgelassen hatte. Dann wandte ich mich wieder zu ihr um. »Nein, das bin ich nicht. Aber das ist schon okay. Nicht jede Geschichte hat ein Happy End.«

Irgendwie ist es nicht richtig, wenn sich deine beste Freundin um dich sorgt. Du kommst dir egoistisch vor und hast ein schlechtes Gewissen. Und das bringt dich schließlich dazu, eine Party zu besuchen, auf die du eigentlich gar nicht gehen wolltest.

Ich hatte mich mittlerweile an den letzten Gästen vorbeigezwängt, und eine Dunstwolke drängte sich mit mir

durch die Tür und in den Flur hinaus. Es war eine widerliche Mischung aus Alkohol, Zigaretten und dem Geruch brennender Kerzen. Letzteres war nicht überraschend, denn ich hatte mindestens ein Dutzend Kürbisse mit rot flackernden Kerzen gesehen. Sie nahmen praktisch jede ebene Fläche in der Wohnung ein, die nicht bereits von den zahllosen Bierflaschen in Beschlag genommen wurde.

Ich stieg die Treppe hoch in meine Dachgeschoßwohnung und streifte mir bereits meine unbequemen Stöckelschuhe ab, während ich die Tür öffnete. Ein Schuh traf beinahe das kleine, rauchgraue Fellknäuel, das auf mich zustürzte und sofort begann, sich um meine Knöchel zu winden. *Es ist nur eine Frage der Zeit, bis er mich mal zu Fall bringt*, dachte ich, während ich mich bückte, um den Kater hochzuheben.

»Hallo, Fred«, begrüßte ich ihn und vergrub mein Gesicht in dem dicken Fell an seinem Nacken. »Hast du mich vermisst?« Als Antwort drang ein lautes Schnurren aus seiner Kehle, was ich als »Ja« deutete. Fred war das Haustier, nach dem ich mich als Kind immer gesehnt, das ich aber nie bekommen hatte. Ich besprach sämtliche Entscheidungen mit ihm, und er hatte selten etwas gegen meine Entschlüsse einzuwenden. Nicht einmal gegen die wirklich miesen.

Ich hatte ihn mir selbst zum dreißigsten Geburtstag geschenkt, und als Julia scherzte, dass das der erste Schritt

sei, um aus mir eine verrückte alte Jungfer zu machen, die Katzen hortet, war ich nicht im Geringsten beleidigt. Die Tatsache, dass mein Vermieter ein Auge zudrückte, was Haustiere betraf, war einer der entscheidenden Gründe, warum ich mich für die Dachgeschoßwohnung entschied. Seine einzige Bedingung war, dass »er mir nicht auf den Teppichboden pinkelt.« Und das war durchaus nachvollziehbar.

Ich wanderte von Zimmer zu Zimmer, machte das Licht aus, zog die Vorhänge zu und hatte dabei das Gefühl, die Party noch gar nicht verlassen zu haben. Die Musik aus den übergroßen Lautsprechern dröhnte durch den Fußboden, während die geöffneten Fenster der Wohnung unter mir die halbe Straße einluden, doch auch noch schnell vorbeizukommen.

Ich zog einen alten bequemen Pyjama an, bestrich ein paar Toastscheiben mit Butter und schlüpfte in meine übergroßen, mit Schaffell gefütterten Hausschuhe, die ich letzte Weihnachten von Julias Tochter Lacey bekommen hatte. Ich fühlte mich irgendwie niedergeschlagen und zappte durch die Fernsehkanäle, bis ich einen Sender gefunden hatte, der alte *Friends*-Folgen in Endlosschleife spielte. Ich legte meine Beine aufs Sofa und mied dabei die Stelle, an der eine der Federn langsam durch den Bezug drängte. Danach breitete ich meine Häkeldecke über mich und wartete, bis der Kater sich sechs Mal im Kreis gedreht hatte, bevor er sich schließlich auf meinem Schoß

niederließ. Ich lehnte mich zurück und sah den Freunden zu, die scheinbar keine Ahnung hatten, dass es nicht immer für jeden jemanden gab, der – laut Titelsong *I'll be there for you* – immer für sie da war.

Das Piepen des Feueralarms weckte mich, doch ich hatte keine Angst. Na ja, zumindest *noch* nicht. In meinen Studentenjahren war der Feueralarm andauernd mitten in der Nacht losgegangen, sodass ich mir riskanterweise angewöhnt hatte, das eindringliche Piepen zu ignorieren. Deshalb geriet ich auch jetzt nicht sofort in Panik, als es wie eine spitze Nadel in mein Unterbewusstsein drang und mich aus dem Schlaf riss. Ich setzte mich auf, rieb mir verschlafen die Augen und warf automatisch einen Blick auf die Uhr. Vermutlich, weil ich genaue Angaben machen wollte, wenn ich die Geschichte am nächsten Tag zu Protokoll geben musste: »Und dann hat irgendein Idiot den Feueralarm ausgelöst. Es war kurz vor Mitternacht.«

Ich bin mir nicht sicher, wie lange ich brauchte, um zu erkennen, dass das schrille Piepen nicht daher kam, weil sich jemand mitten in der Nacht Toast gemacht und diesen verbrannt hatte. Ich hatte es zumindest noch nicht erkannt, als ich in die Küche tappte, um sicherzustellen, dass dieser Idiot nicht vielleicht ich selbst gewesen war.

Von der Party unter mir drang immer noch wahnsinniger Lärm nach oben. Tatsächlich klang es so, als wäre es gerade zu einem kleinen Tumult gekommen. Ich blieb auf halbem Weg in meine winzige Küche stehen und lauschte

genauer. Der Lärm klang irgendwie nicht wie betrunkenes Gelächter. Es klang eher so, als würden Menschen panisch herumbrüllen. In diesem Moment kam mir zum ersten Mal der Gedanke, dass der Schleier, durch den ich alles um mich herum wahrnahm, vielleicht doch nicht von meinen schlaftrunkenen Augen kam. Ich atmete tief ein – und da roch ich es. Ein scharfer, beißender Geruch lag in der Luft.

Ich hastete zur Eingangstür und versuchte mit zitternden Fingern so schnell wie möglich die Sicherheitskette zu lösen. Hier war der Rauchmelder, der an der Decke im Flur montiert war, noch besser zu hören. Ich öffnete die Tür einen Spaltbreit, und im nächsten Moment stimmte auch der Rauchmelder in meiner Wohnung in das warnende Piepen mit ein. Auch wenn es vollkommen unnötig war, denn ich sah mit eigenen Augen, was los war. Der Flur war voller Rauch. Dicke graue Wolken stiegen das Treppenhaus empor, und immer wieder blitzten orangerote Flammen durch sie hindurch. Das Haus brannte lichterloh.

Ich warf die Tür zu, doch eine Rauchwolke war bereits in die Wohnung gewabert, und als ich entsetzt nach Luft schnappte, bekam ich sofort einen Hustenanfall. Ich musste aus der Wohnung raus. Und zwar sofort.

Es gibt eine Frage, die sich Leute ziemlich oft stellen: *Was würde ich mitnehmen, wenn mein Haus in Flammen stünde?* Mittlerweile weiß ich die Antwort darauf: *Nichts. Absolut gar nichts.* Sollen sich die Flammen doch alles

holen. Solange alle sicher aus dem Haus kommen, ist es vollkommen egal, ob das Feuer den Rest zunichtemacht oder nicht.

Ich brauchte nur wenige Sekunden, um Fred zu finden. Ich musste lediglich dem seltsamen Heulen folgen, das ich noch nie von ihm gehört hatte. Sein kleiner Körper zitterte, als ich ihn in einen dicken Mantel wickelte. Das Bündel zuckte und wand sich, als wäre es vom Teufel besessen, doch ich hielt es fest umklammert. Ich hoffte bloß, dass der Stoff dick genug war, um die scharfen Krallen abzuwehren, bis Fred und ich es aus dem Haus geschafft hatten.

Ich habe keine Ahnung, wie ich auf die Idee kam, dass es möglich wäre, durch die Eingangstür zu fliehen. Ich hatte doch das Feuer gesehen, das sich im Treppenhaus emporfraß. Wie hatte ich mir das vorgestellt? Wollte ich durch die Flammen sprinten wie ein Stuntman in einem Actionfilm?

Ich machte bloß zwei Schritte in den Flur hinaus, ehe mir klar wurde, dass ich es auf diesem Weg nicht ins Freie schaffen würde. Ich zog mich eilig in die scheinbare Sicherheit meiner mittlerweile ziemlich verrauchten Wohnung zurück, knallte die Tür erneut hinter mir zu und versuchte, wieder zu Atem zu kommen. Fred hatte die Flucht ergriffen, sobald ich den Mantel abgelegt hatte, und so begann ich, ihn eilig unter die Tür zu stopfen, wobei ich mir mehrere Fingernägel abbrach, ohne es überhaupt zu bemerken. Doch der Rauch drang weithin durch den Spalt.

Ich riss einen zweiten Mantel so heftig von der Garderobe, dass sich gleich der ganze Haken aus der Gipskartonplatte löste. Normalerweise hätte ich mir über den Schaden Gedanken gemacht, doch in diesem Moment fiel es mir nicht einmal richtig auf.

Ich hastete zurück ins Wohnzimmer. Hier lag das einzige Fenster, das auf die Hauptstraße hinausführte. Aus den geöffneten Fenstern der Wohnung unter mir loderten bereits die Flammen. Ich sah einen zuckenden Schatten im Feuer, und einen schrecklichen Moment lang dachte ich, es sei ein Mensch. Doch dann erkannte ich, dass es sich nur um die Vorhänge handelte, die im Fenster tanzten, während das Feuer in dem Raum hinter ihnen wütete. Die Straße, die drei Stockwerke unter mir lag, verschwand immer wieder aus dem Sichtfeld, wenn neuerlich dicker Rauch vorüberzog. Durch die Lücken im Qualm sah ich, dass Menschen aus dem Gebäude strömten. Sie sprinteten über die Straße und liefen einfach weiter, als wären die Flammen immer noch hinter ihnen her. Ich sah, wie Leute auf der Straße in die Knie gingen. Vielleicht war es der Schock, vielleicht waren sie aber auch einfach nur dankbar, dass sie es lebend aus dem Haus geschafft hatten. Einige mussten sich übergeben. Galle stieg meine Kehle hoch, und plötzlich hatte ich das Gefühl, als würde ich mich ihnen jeden Moment anschließen.

Ich mühte mich mit dem Messingriegel des Schiebefensters ab und versuchte dabei nicht an die

spitzen Zacken der beiden Eisengeländer zu denken, die die Treppe zur Wohnung im Erdgeschoss begrenzten. Denn wenn ich auch nur eine Sekunde lang innehielt und darüber nachdachte, sah ich garantiert vor mir, wie sie mich durchbohrten.

Ich stemmte meine Arme gegen den unteren Teil des Schiebefensters und drückte es mit aller Kraft nach oben, doch es bewegte sich nicht. Es knackte nicht einmal. Es fühlte sich so fest verschlossen an, als hätte es jemand zugenagelt - was durchaus möglich war, wie mir mit einem Mal klar wurde. Ich ließ meinen Finger entsetzt über die dicke Farbschicht gleiten, die das Fenster mehr oder weniger versiegelte. Ich erinnerte mich daran, wie mir mein neuer Vermieter stolz verkündet hatte, dass »die ganze Wohnung von Grund auf renoviert wurde«. Ich erinnerte mich, dass das der ausschlaggebende Punkt gewesen war, warum ich die Wohnung genommen hatte. Und nun waren die Fenster also versiegelt ... und mein Schicksal war *besiegelt*.

Es war natürlich auch vollkommen sinnlos, gegen das Glas zu hämmern und zu versuchen, die Aufmerksamkeit der Menschen auf der Straße zu erregen, aber ich verschwendete trotzdem mehrere Minuten damit. Auf dem Bürgersteig vor dem Haus herrschten Chaos und Verwirrung. Ich wirbelte herum und sah mich mit panischem Blick nach einem Gegenstand um, mit dem ich das Fenster einschlagen konnte. Ich nahm vollkommen

ungeeignete Gegenstände zur Hand - die Fernbedienung des Fernsehers, den Teller, auf dem meine Toastscheiben gelegen hatten, und sogar das Sofakissen - und legte sie anschließend wieder beiseite.

Denk nach. Denk nach. Schalte dein Gehirn ein, ermahnte mich eine Stimme, die ich schon eine ganze Weile nicht mehr gehört hatte. Die Panik machte mich langsam und unvernünftig, und ich konnte mir keines von beidem leisten. *Versuch es bei einem anderen Fenster,* schlug die Stimme in meinem Kopf vor.

Die Fenster in der Küche und im Badezimmer waren mit einem Sicherheitsgitter versehen, das mich immer an eine Gefängniszelle erinnert hatte. Es war ein erschreckender Gedanke, dass meine Wohnung tatsächlich zu einer solchen Zelle geworden war. Das Schlafzimmerfenster führte hingegen nach hinten auf eine schmale Straße hinaus, und direkt darunter befand sich ein Anbau mit einem Flachdach. Das würde also mein Fluchtweg werden.

Fred saß bereits heulend vor dem Fenster, und ich zog die Vorhänge mit solcher Wucht auseinander, dass sie rissen. Vor dem Fenster und in der Seitenstraße befand sich kaum Rauch, da der Wind scheinbar in die andere Richtung blies. Trotzdem war es unerheblich, dass ich nun endlich auch von der Straße aus zu sehen war, denn diese war menschenleer. Alle schienen sich auf die Vorderseite des in Flammen stehenden Gebäudes zu konzentrieren.

wäre das Schreiben ziemlich viel einsamer und verwirrender. Ich bin mir sicher, dass wir eines Tages herausfinden werden, was wir hier eigentlich tun, aber bis dahin gilt mein Dank Kate Thompson, Ella Harper und Kate Riordan, weil sie immer per E-Mail oder persönlich für mich da sind. Und zwar mit einem Glas Wein in der Hand und einer guten Geschichte im Gepäck.

Das Leuchten unserer Träume war bisweilen ein sehr schwieriges und emotionales Buch für mich. Die Amyotrophe Lateralsklerose (ALS) gehört zur Gruppe der Motoneuron-Krankheiten und ist ein grausamer und launenhafter Gegner, dem sich bis zu 5000 Erwachsene in Großbritannien stellen müssen. Jeden Tag erhalten weitere sechs Menschen eine Diagnose, die ihr Leben drastisch verändert und leider auch verkürzt. Allerdings wollte ich nicht, dass dieses Buch allzu hoffnungslos erscheint. Um Bens Worte zu zitieren (und ja, ich weiß, dass es eigentlich *meine* Worte sind): »Sie werden eine Behandlungsmöglichkeit finden. Aber für mich könnte es dann schon zu spät sein.«

Eine Patientin, die leider nicht mehr von einer möglichen Behandlung profitieren konnte, war Cath Dolan, deren Mann Joe Ross seine Zeit opferte, um mir mit viel Mut und Ehrlichkeit zu erzählen, wie verheerend es war, als sich die Krankheit langsam in ihr Leben schlich. Ich lernte mehr aus den Gesprächen mit Joe, als ich bei der Recherche im Internet und in diversen Büchern jemals gelernt hätte. Ich

danke der gesamten Familie Ross dafür, dass sie mir einen Einblick in ihren Alltag gewährte. Ich wünschte, ich hätte Cath kennengelernt, denn sie trat der Krankheit und dem Tod in derselben temperamentvollen Art entgegen, wie sie auch ihr Leben lebte – und ich glaube, wir wären gute Freundinnen geworden, wenn wir die Möglichkeit dazu bekommen hätten.

Freunde und Familie können einem helfen, einfach *alles* durchzustehen – unter anderem auch das Schreiben eines Buches. Und deshalb möchte ich mich bei Debbie und Hazel – meinen Erstleserinnen – bedanken und natürlich auch bei Kim und Sheila, die jedes Mal meine Cheerleader spielen (natürlich abgesehen von dem Pom-Poms).

Danke auch an Christine, die mir Joe vorgestellt hat, und an Barb, die mir bewiesen hat, dass es nie zu spät ist, eine neue Freundin fürs Leben zu finden.

Ohne meine Familie hätte ich das alles nicht geschafft. Ralph, Kimberley und Luke – danke, dass ihr mich unterstützt und mir zuhört, wenn ich mal wieder wie ein Gummiball zwischen der Begeisterung, wenn es gut läuft, und der Verzweiflung, wenn es das nicht tut, hin und her springe. Und dafür, dass ihr mich immer lieben werdet, gleichgültig, ob ich die richtigen Worte finde oder nicht.

Impressum

Die englische Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel »This Love« bei Simon & Schuster UK.

© 2018 der eBook-Ausgabe Knaur eBook

© 2017 Dani Atkins

© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf - auch teilweise - nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Gisela Klemt

Covergestaltung: Franzi Bucher, München

Coverabbildung: iStock/JDawnInk; Shutterstock/oksanika

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor.

ISBN 978-3-426-45098-7

Hinweise des Verlags

Alle im Text enthaltenen externen Links begründen keine inhaltliche Verantwortung des Verlages, sondern sind allein von dem jeweiligen Dienstanbieter zu verantworten. Der Verlag hat die verlinkten externen Seiten zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung sorgfältig überprüft, mögliche Rechtsverstöße waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Auf spätere Veränderungen besteht keinerlei Einfluss. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

Die Nutzung unserer Werke für Text- und Data-Mining im Sinne von § 44 b UrhG behalten wir uns explizit vor.

Wissen, was gelesen wird